

Erneut, 'Sehr gut'

Zu Beginn des neuen Studienjahres führte der Jugendkammerchor der KMU unter der Leitung von Dr. Michael Reuter sein diesjähriges Probenlager in Trassenheide durch. Neben intensiven Proben gestaltete der Chor auch vier Konzerte auf der Insel Usedom.

Ein Höhepunkt der Chorarbeit im vergangenen Studienjahr war die Teilnahme am V. Fest der Jugendchöre der DDR in Schwerin. 18 Chöre aus unserer Republik sowie drei Chöre aus Ungarn, der CSSR und der Sowjetunion boten dort vielfältige Programme.

Viele dieser Chöre arbeiten unter ungleich besseren Bedingungen. Mit 90 Minuten wöchentlich in den 30 Wochen Lehrveranstaltungszeit ist Studienjahr ist die Probenzeit bei uns äußerst knapp bemessen. Auch muß sich der Chor vollständig selbst finanzieren, während für andere Chöre Chorkleidungen, Noten, die Finanzierung von Chorlagern und die Fahrtkostenrückverstattung zur Selbstverständlichkeit gehören.

Trotz dieser schwierigen Bedingungen bot der Chor ein anspruchsvolles Programm auf hohem Niveau. Mit Kompositionen von Haller, Morley, Distler, Hollmann, Peter u.a. wies er seine Zugehörigkeit zur Leistungsspitze im Jugendchorbereich der DDR nach. Ausdruck ist auch das dort wieder erlangte Prädikat „Oberstufe sehr gut“.

Auch für das sechste begonnene Studienjahr gibt es eine Reihe von Vorhaben. Am 19. Oktober führt der Chor mit dem Staatlichen Orchester Borna und dem Pianisten Frank Peter die Chorfantasie von Ludwig van Beethoven in Borna auf, und am 1. November findet ein Konzert im Musikinstrumentenmuseum statt. Dr. SUSANNE KETZER



Die „alten (Studenten-) Hasen“ kennen es. Das leidige Anstehen nach Essen und dem Bier zum Abendbrot, nicht abgeräumte Tische, darauf überquellende Aschenbecher. Nicht unbedingt die richtige Atmosphäre für eine ruhige Mahlzeit. Also drängelt man sich's rein, alles stehengelassen und schnell wieder raus – Kino, mb, Wohnheim.

Doch gegen die dadurch heraufbeschwürten Magenbeschwerden soll nun etwas unternommen werden. Eine entsprechende „Medizin“ wurde von der FDJ-Kreisleitung und dem Direktorat Wirtschafts- und Sozialeinrichtungen entwickelt. Das heißt, bis jetzt nur die „Rezeptur“: Individuelle Bedienung durch Kellner ab 17.00 Uhr in der Zentralmensa. Tischdecken, abgetrennte Raucherzonen in den hinteren Nischen. Das Abend-Essenmarken-Prinzip wird außerdem beibehalten.

„Eigentlich phantastisch“, denkt der hungrige und gleichfalls auf Niveau bedachte Student. „Aber wir kennen doch die Art vom Personalmangel...“

Deshalb eben werden Helfer gebraucht. Konkret Studenten, kellerwillige Studenten. Geplant ist die Bildung von zehn Brigaden mit je einem Leiter und acht bis zehn Kellnern. Diese würden von 15.00 bis 22.00 Uhr arbeiten, wozu unter anderem auch das Aufräumen und

„Eß O Eß“ oder die Rettung der Eßkultur

Studenten-Kellner für Abendbedienung in Mensa gesucht

Eindecken während der dazu notwendigen Schließzeit von 16.00 bis 17.00 Uhr gehört. All das passiert natürlich nicht nur für gute Worte, das Geld kommt mit 3,30 Mark pro Stunde keinesfalls zu kurz. Für die „Kellner auf Zeit“ entfällt zudem der rollende Studenteneinsatz.

„Gut und schön.“ Der Student bleibt vorerst misstrauisch. „Besser als nichts bei Frost zu jobben ist es schon. Aber kommt das Studium (dabei) nicht doch ein klein wenig zu kurz?“

Tja, das liegt nun bei den Studenten selbst. Wenn sich genügend Interessenten für die zehn Brigaden melden, ist diese Sorge unbegründet. Dreimal monatlich müßte dann jeder wenigstens arbeiten (wobei häufiger sicher nicht untersagt wird). Bei wem jetzt nur noch die Angst vor dem Jonglieren mit Gläsern und Tellern geblieben ist, dem sei fachliche Anleitung zugesichert.

Hinzu kommen noch einige Hausmittelchen, damit sich die geplagten Studenten wirklich wohler fühlen können. In unserem Mensa-Fall werden Mensafunk sowie sehenswerte und abwechslungsreiche Informationswände dringend angeraten. So, die „Rezeptur“ ist perfekt. Fehlen nur noch die Zutaten. Also „erhalten und melden (Meldezettel) liegen am Büfett der Zentralmensa und sind bis zum 31. 10. im Sekretariat Abt. Mensen, Hauptgebäude I, Etage, Zi. 1-29 abzugeben). Dann kann die „Medizin“ auch wirklich ab 1. Dezember wirken.

S. MORGNER



Gewohntes Bild.

Foto: M. Rücker



„Fotografie des 20. Jahrhunderts“ – gegenwärtig in der Hochschule für Grafik und Buchkunst. Fotos (3): H. Wil

Zuerst war da nur die Lust und die Neugier der Augen

Ausstellung zum 150jährigen Jubiläum der Fotografie

Schon als Student hatte er Fotos gesammelt. Und Bekanntschaften zu vielen Fotografen ebenso. Eine ungewöhnliche Beschäftigung für die damalige Zeit, in der die Fotografie zumeist lediglich als Dienstleistung genutzt wurde und noch lange nicht als künstlerisch und damit „sammlungswürdig“ galt. Aus der Freude am Schönen, an der unendlichen Vielfalt, authentische Dinge auf subjektive Art und Weise festhalten und nachempfindbar machen zu können, wuchs in ihm diese Leidenschaft. Eine Leidenschaft, die den nun 51-jährigen Professor L. Fritz Gruber aus Köln bis heute verfolgt. Dazu gehört für ihn auch, „noch immer in der Szene, noch immer gefragt zu sein und neue Begabungen zu entdecken“. Gemeinsam mit seiner Frau „Jagie“ er Fotos bekannter und weniger bekannter Fotografen nach. Vor allem aus der Neugier und der Lust der Augen“ heraus. Bis im Jahre 1972 eine Kulturjournalistin anregte, seine Sammlung einmal öffentlich auszustellen. 250 Bilder von etwa 50 Fotografen wurden damals gezeigt. Nur im Passepartout, ohne Glas und Rahmen. Unvorstellbar in heutiger Zeit.

Fünf Jahre später – inzwischen war die Gruber-Sammlung auf etwa 800 Fotos angewachsen – wurden die Arbeiten ins Museum von Professor Ludwig in Köln (übrigens Ehrenrendoktor der Karl-Marx-Universität) übernommen. Heute bildet die Sammlung von Professor Gruber mit etwa 1500 Fotos den Kern der Sammlung Foto/Video des Museums in Köln. Zusammen mit den Fotoausstellungen Manitz, der Dauerleibgabe Rotschenko des Ehepaars Ludwig, dem Chorgescheimer-Nachlaß sowie eigenen Ankäufen, Schenkungen und Stiftungen gibt sie einen vielseitigen Überblick über die Entwicklung der Fotografie im 20. Jahrhundert. Insgesamt umfaßt die Abteilung Foto/Video Köln etwa 6000 Fotos mit den Schwerpunkten Amerika und Westeuropas von Anfang des Jahrhunderts bis in die 80er Jahre hinein.

Die Galerie der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig zeigt eine Auswahl der Arbeiten aus dem Kölner Museum. Es ist nunmehr die dritte Ausstellung aus dem Museum Ludwig. Nach Picasso-Grafik und Pop-Art nun Fotografie. Auch wenn es von der Idee bis zur Eröffnung in Leipzig über drei Jahre dauerte, ist diese Exposition in mehrfacher Hinsicht bedeutsam. Zum ersten zeigt sie uns einen faszinierenden Einblick in die Fotowelt unseres Jahrhunderts. Fotos, die – obwohl viele Motive schon bekannt – uns zum Beispiel durch ihre Sinnlichkeit oder einzigartige Sichtweise doch wieder den Atem nehmen. Zum zweiten ist es in den



Prof. L. Fritz Gruber – der Sammler der Mehrzahl der ausgestellten Fotos – bei der Galerieeröffnung dabei.



Ein italienisches Dörfchen, die tschechoslowakische Schule, dazu das norwegische Hospital. Wer Spital kennt, kennt die Welt. Leider.

What about today's „Woodstock-Nation“?

Aufwand hatte man betrieben: Teelichter auf den Treppentufen der Moritzbastei, sehr feierlich. Tritt ein in den Dom? Nein, es ging eher um Weltliches, wenn auch durchaus mit Gedenkcharakter. „Woodstock – Nur eine Illusion?“ hatten die Transparente gefragt, 20 Jahre danach. Es gab verschiedene Antworten.

Die erste, fand ich, war die beste. Ein Amerikaner, der noch niemals in Amerika war, sprach in der Tonne vor DDR-Studenten, die auf weißbroteten Kästen saßen, rumänischen und ungarischen Wein tranken und zum Beispiel hörten, daß das „Phänomen Woodstock“ halt einfach nur in den fernsten Vereinigten

Staaten passieren konnte: professionelle Organisatoren trotz chaotischer Bedingungen. Gewaltlose Gemeinschaft einer halben Million Menschen über das Medium Rockmusik. „Woodstock-Nation“ eben. Der Amerikaner, versiert in seinem Fach, heißt Dr. Erdmann. Woodstock hat er ebenso wenig erlebt wie seine Zuhörer. Dennoch war Woodstock für ihn real, mehr als nur eine Illusion. Der Mann vor dem Mikro sieht trotz aller territorialen und zeitlichen Distanz „Bezüge zu Hentigem“. Hm. Was sich in der Tonne an seinen Vortrag anschloß, sprach dagegen: Schrammschramm mit der Leipziger Sonderstufen-Combo

SCARTARIS, ein müder, routinogeschüttelter Abklatz der großen Songs von einst. Indes, gelang Volk tanze beschwingt; es gibt halt tolerante Ohren. Märkte ja auch nichts, denn man konnte schließlich ins Café hasten und mit etwas Talent zum Ignorieren des Konferenzsaal-Geräuschepöbels den direkten Unterschied zu wirklicher Musik per Video bemerken. Es lief ein Film über das Monterey-Festival, auszusagen stellvertretend für Woodstock. Parallel zu allem tanzten die Schneelilien im Nest zu originaler Musik.

Fazit: Der Geist der „Woodstock-Nation“ wehte nicht gerade übertrieben rebellisch in diesen Mauern; eher wiegte er alle in sanfter spätsommerlicher Milde. Man fühle sich unterhalten. Will wer mehr?

BJÖRN ACHENBACH



Morgen, am 30. September, wird um 10.30 Uhr in der Galerie im Horstsaalgebäude die Ausstellung „ELF zum Vierzigsten“ eröffnet. Gezeigt werden Arbeiten der künstlerischen Lehrkräfte des Fachbereiches Kunst- und Kunstwissenschaften.

„Altes aus der Dadaer“ gibt es am Dienstag, dem 3. Oktober, um 19.30 Uhr im Hörsaal 19 von Steffen Menschling und Hans-Eckardt Wenzel zu sehen und zu hören.

Im Rahmen der Festwoche anläßlich des 15jährigen Bestehens des „aKa-Klubs“ in der Ritterstraße veranstaltet der Klub junger Wissenschaftler am 5. Oktober um 20 Uhr einen Vortrag zur Gitarre mit Eckehard Maas. „Wenn der schwarze Rabe fliegt...“ – Lieder von Bulat Okudschawa.



In einem Land, wo man sich auch schweigend versteht

Wind. Mit diesem im Bunde die Sonne. Kaum gestört durch lästige Wolken, verrichtet sie ihr Tagwerk mit einer Akribie, für deren Beschreibung in unseren Breitengraden einfach die Worte fehlen. Wohl auch deshalb verstummte alsbald das Busgeplauder.

Leninakan

Leninakan, vor über zweieinhalb Jahrtausenden als Festung der Urarten – Vorfahren der Armenier – entstanden, kündigt sich vorher nicht groß an. Das Orisengangschild fliegt vorüber, der obligate Polizeiposten liegt verwaist. Und schon erlauft einen die Alltäglichkeit dieser Stadt. Vollbesetzte Omnibusse erzwingen sich laut hupend die Vorfahrt, Straßenhändler bieten ihre Pfirsiche, Äpfel, Melonen und wer weiß was noch für Früchte teil. Frauen, Kinder und Männer auf dem Bummel durch die Stadt. Eis schleckernd oder den üblichen „COK“ trinkend. Leninakan – ganz normal anders. Weil Hochhäuser den Straßenrand säumen, Gerippen gleich, durch die man hindurchschauen kann. Außerlich gut erhalten und doch, weil Einsturzgefahr droht, leergezogen. Was die Wohnungen betrifft, so wurden alle zerstört oder müssen jetzt abgerissen werden. Riesige Schutthaufen, in denen große Bagger wühlen, herausgebrogene Steine, zerborstene Fensterscheiben, eingestürzte Dächer gehören zum Stadtbild. Vorerst noch. In den kommenden zwei Jahren sollen über 30 000 Wohnungen gebaut werden. Bei gut 120 000 Einwohnern, die jetzt noch Leninakan bevölkern, ausreichend. Über die Fertigstellung der ersten zwei Wohnblöcke seit dem Beben mag der „Grünauerwahn“ Leipziger stutzen, aber nur, solange er nicht weiß,

daß bis Anfang Juli jeglicher in Frage kommende Baugrund begutachtet und ausgemessen, Bauprojekte entwickelt und die vorbereitenden organisatorischen Arbeiten abgeschlossen wurden. Auch konzentriert sich die Leninakaner bisher auf den Abriss zerstörter Gebäude und auf das Studium jener Erfahrungen, die Taschkenter Bauleute nach dem verheerenden Erdbeben 1908 bei dem Wiederaufbau ihrer Hauptstadt sammelten. Konsequenz beweisen, also in Leninakan nur noch zwelstöckig bauen und nur noch dort, wo im Falle eines Falles die Aussicht auf Nichtzerstörung am größten, wird vor allem teuer. Aber was zählt schon der einzelne Rubel, führt man unweit von Leninakan in Richtung Spitak am Friedhof der zweitgrößten Stadt Armeniens vorbei, sieht die vielen frischeaufgeworfenen Hügel und darauf Blumen, Blumen, hier in Armenien mehr als Pflanze, weil Lebensversicherung. Die Menschen hier drücken ihre Gedanken, ihre Gefühle in einer Blume aus. Vor allem ihren Schmerz. Und wenn bei uns dahel auf manchem Grabstein „Ruhe in Frieden“ geschrieben steht, trifft man hier nicht selten auf „Hokud madagh kes kurban“ – „Möge ich für deine Seele zum Opfer werden“, wie es Franz Werfel einmal schrieb. Geht es um die Anzahl der Toten, scheiden sich die Geister. Offiziell vermeldete man kurz nach dem Beben 25 000 Opfer, heute spricht man von 80 000. Aber auch die Zahl von 100 000 wird von seriösen Gesprächspartnern genannt. Ganz gleich, welche Zahl nun stimmt. Das vielfache Leid nachzuempfinden in seiner ganzen Tiefe – für uns eine Unmöglichkeit. Man schweigt, um zu reden. Und wird verstanden.

Spitak

Spitak, 30 Kilometer trennen die Überreste dieser Kleinstadt mit vornehmlich 25 000 Einwohnern von Leninakan. Mit heute 10 000 Menschen zum Dorfe geschrumpft, aber aufgestiegen zum Symbol für die Gewalt der Erde, die zu beherrschen uns Menschen unmöglich scheint. Was soll man schreiben, über eine Trümmerwüste? Wieder der Friedhof, der den Blick eröffnet über das, was einmal das Stadtzentrum war. Aber auch – in entgegengesetzter Richtung – den Blick erlaubt über das, was als internationale Hilfe wochenlang Stoff für die Medien abgab. Da errichten seit Januar dieses Jahres slowakische Bauleute aus Banska Bystrica eine Schule für 840 Schüler. Das einzige, was Armenien dafür bereitstellen mußte, war ein Stück Land. Das gesamte Material bis zur letzten Schraube wurde eingeflogen. Oder schauen wir ein wenig nach links. Ein riesiges rotes Kreuz auf kreisrundem Untergrund leuchtet auf den Dächern eines Hospitals, welches norwegische Hilfsorganisationen schenkten. Noch ein Stück weiter ein Feldlazarett der italienischen Bergrettungsgesellschaft. Seit dem 2. Mai behandelten die 45 italienischen Angestellten darunter 13 Ärzte, über 12 000 armenische Patienten. Kostenlos, 60 Operationen gelangen in dem eigens errichteten Operationscontainer. Eine kleine Apotheke, ein chemisches Laboratorium und eine Röntgenstation vervollständigen die einzelnen Behandlungsräume. Am 27. Juli übergaben die Italiener den Armeniern dieses Hospital samt jenen 2000 Wohncontainern – ein Geschenk der italienischen Regierung – die in unmittelbarer Nähe 1200 Spitakern ein Dach über dem Kopf bedeuten.

Ein italienisches Dörfchen, die tschechoslowakische Schule, dazu das norwegische Hospital. Wer Spital kennt, kennt die Welt. Leider.